

KURT ANDERSEN

NEULAND

KURT ANDERSEN

NEULAND

Aus dem Amerikanischen
von Birgit Moosmüller

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe: *Heyday*
Originalverlag: Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete,
FSC®-zertifizierte Papier *EOS*
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2007 by Kurt Andersen

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
Zürich

Karte Vor- und Nachsatz: © Edition Lauer (www.historic-maps.de)

Layout und Herstellung: Ursula Maenner

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-354-1

www.blessing-verlag.de

Für Kate und Lucy

Der Amerikaner bewohnt ein Land der Wunder. Und alles um ihn ist in steter Unruhe, und jede Bewegung erscheint als Fortschritt. ... Nirgends erblickt er die Grenze, welche die Natur den Mühen des Menschen gezogen haben mag; in seinen Augen ist das nicht Vorhandene das noch nicht Versuchte.

– ALEXIS DE TOCQUEVILLE,
Über die Demokratie in Amerika, 1835

Wenn ich es wage, das mikroskopische Staubteilchen, das jetzt auf meiner Fingerspitze liegt, auch nur um den billionsten Teil eines Zolls von seiner Stelle zu rücken, was für eine Tat ist es, zu der ich den Mut hatte! Ich habe ein Werk vollbracht, das den Mond aus seinen Bahnen schleudert, das es zuwege bringt, dass die Sonne nicht länger mehr die Sonne ist, und das für ewige Zeiten das Geschick der zahllosen Myriaden von Sternen ändert, die sich flammend um den Thron ihres Schöpfers wälzen.

– EDGAR ALLAN POE,
Heureka, 1848

ERSTER TEIL

27. April 1848

NEW YORK CITY

Schwankenden Schrittes betrat Benjamin Knowles die Neue Welt. Seit fast zwei Wochen hatte er keinen festen Boden mehr unter den Füßen gehabt, sodass er sich reichlich wackelig fühlte, als er von der Gangway auf den Cunard-Pier trat. Das Abenteuer ging weiter! Wenn auch momentan an einem Ort Namens New Jersey, von dem er bis vor einer Stunde noch nie etwas gehört hatte.

Doch nach ein paar Minuten fühlte er sich schon wieder sicherer auf den Beinen und sprach mit seinem ersten Amerikaner auf amerikanischem Boden, dem zweiten Schatzmeister des Schiffes, einem Mann mit geschwollener roter Nase, der neben einem tragbaren blauen Schränkchen stand. Er nahm eine von Bens Fünfpfundmünzen und wechselte sie ihm in amerikanisches Geld: eine goldene Zehndollarmünze, zwei goldene Fünfdollarmünzen und einen Silberdollar.

»Ich gebe Ihnen vier schöne Lady Libertys für nur ein Exemplar von *Ihrem* Mädchen«, erklärte der Mann augenzwinkernd, während er mit seinem schmutzigen Daumennagel über Viktorias Gesicht rieb und dann die vier Münzen nacheinander in Bens Handfläche legte.

Ben betrachtete sein neues Geld. Auf jeder der Münzen prangte ein Porträt der Libertas, der Göttin der Freiheit, und alle waren blitzblank.

»Plus Ihre drei Cent für die Fähre und noch einen obendrauf.« Während der Mann das Kleingeld auf die Goldmünzen fallen ließ, blickte er über Bens Schulter zur Gangway hinüber, wo es gerade ir-

gendein Gedränge gab. »Dieser ausländische Herr dort scheint Sie ganz dringend sprechen zu wollen, Sir ...«

Was?

Ben fuhr erschrocken herum. Das Herz schlug ihm plötzlich bis zum Hals, und er rechnete schon mit dem Schlimmsten. –

Aber es war nur Mr Memmo, ein Mitreisender. Er wurde gerade von einem Beamten der Einwanderungsbehörde aufgehalten, der offenbar Zweifel an seiner Nationalität hegte.

»Mr *Knowles*«, rief Memmo, »da sich mein Weiterkommen hier verzögert, muss ich mich bereits jetzt aufs Herzlichste von Ihnen verabschieden – dann geht es nun also allein unserem Gotham entgegen, was?«

Ben holte tief Luft und winkte ihm zum Abschied zu. »Gotham«! Dieses Wort kannte er bisher nur aus Büchern.

Das Wetter erschien ihm sonniger, als er es aus London kannte, und verglichen mit der Themse, roch der Fluss richtig lieblich. Während seine Fähre, die Davy Crockett, von New Jersey in Richtung Manhattan tuckerte, durchquerte sie eine Flottille von Marktbooten, die in alle Richtungen segelten, Dutzende von Schaluppen und Schonern, beladen mit Stör, Salat, Pfirsichen und enthülstem Mais. Die Coxsackie war vollgepackt mit schneeweißem Kalk, die Doctor Faustus mit Zehngallonenkannen voll Milch, die Favorite mit toten Enten und die Revenge mit lebenden Frühlingslämmern. Der Fluss war so breit, dass sich die kleineren Schiffe – andere Fähren, ein Langschiff hier, eine flache Barkasse dort, Kutter, Jollen, sogar ein paar kleine Stechkähne – offenbar nach eigenem Gutdünken ihren Kurs suchen konnten. Um Karten oder vorgeschriebene Routen schien sich hier niemand zu scheren. An einem Pier direkt vor ihnen legte gerade ein großer Seitenraddampfer namens Novelty ab, während ein anderer, die Intelligence, aus Richtung Norden auf einen Landeplatz zutuckerte. Bauschige Wolken aus schwarzem Rauch und weißem Dampf überspannten fast die ganze Breite des Flusses wie eine himmlische Brücke.

Die Davy Crockett wurde langsamer. Ben stand mit seinen Taschen am Bug. Am nächstgelegenen Pier wurde gerade ein Damp-

fer voll Baumwolle aus Charleston entladen. Ben fragte sich, ob vielleicht genau diese Ballen von hier aus über den Atlantik bis zu den in Lancashire gelegenen Mühlen seines Vaters transportiert werden würden. In dem Jahr, als Ben dort gearbeitet hatte, hatten ihn die aus Amerika eintreffenden Baumwollballen immer an Säрге erinnert – Säрге in einem Traum, weiß und weich und unglaublich schwer. An diesem Morgen sahen sie einfach aus wie Baumwolle.

Ben stieg von der Fähre und wanderte in das Durcheinander hinein.

Seine Augen und sein Gehör waren schärfer denn je, und auch seine Nase kam ihm plötzlich feiner vor. Schon jetzt begann er die Vorstellungen hinter sich zu lassen, die er sich im Lauf der Jahre von diesem Land gemacht hatte, und das echte, lebendige Amerika verdrängte nach und nach all seine sehnsuchtsvollen Spekulationen. Das Letzte, was er von der Alten Welt gesehen hatte, waren die ordentlichen, steinernen Hafenanlagen von Liverpool. Das Erste, was er von der Neuen Welt sah, waren verrottende Holzverschläge, windschiefe Schuppen und ein Wald aus handbemalten Schildern, Papierplakaten und mit Kreide beschriebenen Tafeln. Alles schrie durcheinander, jeder bot seine Waren feil.

Ein paar Meter von ihm entfernt sprach eine respektabel aussehende ältere Frau gerade zwei respektabel aussehende jüngere Männer an, von denen der eine nicht nur lauthals lachte, sondern sich vor Heiterkeit regelrecht *krümmte*, als würde er jeden Moment nach vorn kippen. Das Gewirr aus Menschen, Wagen und Tieren wirkte größer und hektischer als in London, ungestümer und fast ein wenig verzweifelt, aber auch irgendwie *fröhlicher*. Außerdem fiel ihm auf, dass wildfremde Menschen ihn genauso eindringlich musterten wie er jeden Einzelnen von ihnen. Sie sahen ihm direkt in die Augen, was keinem Londoner je in den Sinn käme, es sei denn, es handelte sich um eine Hure oder einen Geistesgestörten.

An diesem Ort, von dem er bisher nur gelesen oder geträumt hatte, empfand er das seltsame Gefühl, nach Hause zu kommen. »Kos-

mopolit« hatte ihn der freundliche amerikanische Zeitungsmann genannt, den er morgens auf dem Schiff getroffen hatte. Ben ließ sich das Wort noch einmal auf der Zunge zergehen. Er hoffte, tatsächlich einer zu werden. Sein Bruder Philip verwendete den Ausdruck nur als höfliches Schimpfwort für Künstler, nichtsnutzige Europäer und Juden.

Auf einem Fußweg am anderen Ende der Straße entdeckte er zwei Neger, einen Mann und einen Jungen, vielleicht Vater und Sohn, die gerade aus vollem Halse zu singen und im Rhythmus der Melodie zu klatschen begannen. *»Er hält die ganze verdammte Welt, er hält die ganze Welt in Händen.«* Ben fiel bei ihrem Anblick die Kinnlade herunter. Erst vor einer Minute hatte er sein Schiff verlassen, und schon bekam er hier ein echtes Negerkonzert geboten – keine Weißen, die sich mit Kakaobutter und angesengtem Kork das Gesicht geschwärzt hatten, keine Parodie auf einer Bühne im West End, sondern die Originale auf einer amerikanischen Straße. Der Partner der beiden, ein weißer Junge, hielt eine Blechschale in der Hand, die er immer wieder schüttelte, um von den Zuschauern ein paar Münzen zu ergattern. Ben überreichte ihm den Cent, den er noch übrig hatte, und wandte sich dann mit seinen Taschen zum Gehen. *Er hält die ganze Welt in Händen.*

Während er auf eine Ansammlung von Droschken zusteuerte, fiel sein Blick zufällig auf das kleinste der vielen Schilder um ihn herum: Die Straße, die er gerade entlangging, hieß Liberty. Freiheit.

Sein Fahrer war freundlich und auf eine etwas vorlaute Weise gesprächig, genau, wie man es von Amerikanern immer hörte. Schon in ihrer ersten gemeinsamen Minute fragte er Ben nach seinem Alter (sechszwanzig) und ob er vorhabe, eine Weile in New York zu bleiben (ja).

»Das da drüben ist die großartige Trinity Church«, erklärte der Mann nun, während er in Richtung Norden abbog und dabei wie ein Fremdenführer auf einen brandneuen, im gotischen Stil gebauten Kirchturm deutete.

»Anglikanisch?«, fragte Ben.

»Aristokratisch«, antwortete der Fahrer, ohne zu lächeln, »und außerdem das größte gottverdammte Ding auf dem ganzen Kontinent.«

»Und dieses schöne Bauwerk«, erkundigte sich Ben nach einem Gebäude auf der anderen Seite des Broadway, »ist bestimmt ein Hauptquartier der Armee?« Zwei schwarze Männer in Regimentsuniform standen auf beiden Seiten des Haupteingangs Wache.

»Sie meinen, wegen der Neger an der Tür? Ha! Sie sind ein Scherzbold, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben, Sir.« Es war der Lafayette Bazaar, eine Arkade mit Geschäften, Lesezimmern und Fotoateliers. Wie der Fahrer erklärte, handelte es sich bei den beiden blau uniformierten Männern nur um »nun ja, so eine Art *Schausteller*, die man der Wirkung wegen engagiert hat. Ich nehme an, so könnte man es ausdrücken«.

Bens erster Eindruck von seinem Hotel war niederschmetternd. Weiß, neu und schön, wirkte das Astor House in jeder Hinsicht so respektabel, wie man es für zehn Shilling pro Nacht erwarten konnte. Abgesehen von seiner Größe, hatte es nichts Vulgäres oder Fremdartiges. Dabei war Ben doch nach Amerika gekommen, weil er sich nach Vulgarität und Fremdartigkeit sehnte. Sein Zimmer im fünften Stock war mit einem Federbett, einer Dampfheizung, fließend Wasser und sogar einem Klosett mit Wasserspülung ausgestattet. Er hatte ganz und gar nicht das Gefühl, sich im Zentrum eines neuen, noch völlig ungeschliffenen demokratischen Dynamos zu befinden. Ganz im Gegenteil, er hätte genauso gut im luxuriösesten Hotel von Rom, Paris oder Berlin abgestiegen sein können. Mit seinen Marmorböden, Mahagonimöbeln und Unmengen von schweren Vorhängen sowie seinen Heerscharen livrierter Hoteldiener und Pagen, die Pakete und Servierplatten trugen oder eilig davonstürmten, weil irgendwo jemand nach ihnen klingelte, entsprach dieses Etablissement ganz dem Geschmack seines Vaters oder – gütiger Gott! – seines Bruders Philip.

Tja, sagte Ben zu sich selbst, *was sollte man vom Astor House auch anderes erwarten? Einem Hotel, das der berühmte Millionär höchstpersönlich hatte bauen lassen?* Er hatte den Rat seines Vaters

beherzigt und seine Unterbringung dem Mann überlassen, der für die Firma sämtliche Reisen organisierte. Nun fragte er sich, ob das Astor House womöglich Teil einer Archie-Knowles-Strategie war, die darauf abzielte, ihn vom Moment seiner Ankunft an mit Luxus zu verwöhnen und auf diese Weise all seiner Illusionen zu berauben, damit er, Ben, möglichst schnell zu der Überzeugung gelangte, dass er tatsächlich (wie sein Vater behauptet hatte) ein »überromantischer Salonlöwe« war, der dreitausend Meilen weit segelte, um am Ende nur auf Vertrautes zu stoßen. Ben schwor sich, möglichst bald auf die Suche nach einer Unterkunft zu gehen, die seiner neuen Umgebung angemessener war ... *amerikanischer*. Was auch immer das heißen mochte.

Als er sich jedoch zum Abendessen hinunterbegab und sich bei dieser Gelegenheit fragte, warum auf den Korridoren eines solchen Hotels so viele große und leere Messingblumentöpfe herumstanden, wandte der Mann vor ihm den Kopf und spuckte, mehr oder weniger im Vorübergehen, einen großen Klecks zähflüssigen Tabaksalts in den Topf, der ihm am nächsten stand. Aha: Spucknäpfe. Ben lächelte. Das gefiel ihm. Am Berkeley Square war ihm so etwas noch nie passiert.

Die beiden jungen New Yorker saßen in einer Ecke des größten Speisesaals im Astor House. Duff Lucking trug seinen neuen Gehrock aus braunem Serge-Stoff. Das letzte Mal hatte er einen Gehrock angehabt, bevor er nach Mexiko aufgebrochen war. Polly Lucking trug ihr Lieblingskleid. Es war aus brokatartiger gelber Seide und hatte ein Spitzenmieder. Dazu trug sie ihre hochhackigen Wildlederstiefel. Sie hatte zunächst nicht gewusst, wo es hingehen sollte. Duff hatte lediglich angekündigt, dass er sie diese Woche »fürstlich ausführen« wolle, um die wunderbare Neuigkeit zu feiern.

Duff hatte noch nie zuvor Champagner getrunken, geschweige denn Heidsieck, von dem ein Glas zwei Dollar kostete. »Lass uns anstoßen ...«

Polly lächelte verlegen, aber ihre Bescheidenheit war nur gespielt. Sie fühlte sich zufriedener denn je. Am Vortag hatte sie erfahren, dass

sie in der Bühnenversion von Charles Dickens' neuem Roman die junge Heldin Florence Dombey spielen sollte – die wichtigste Rolle in ihrer bisher etwas zögerlich angelaufenen Theaterkarriere.

»Nun komm schon, Polly – hoch mit deinem Glas!«

Lächelnd hob sie ihren Ginger Fizz drei bis vier Zentimeter von der Tischplatte ab.

»Auf die beste und schönste junge Schauspielerin New Yorks – nein, des ganzen Landes, *Mary Ann Lucking!*«

Sie überlegte, ob sie ihren Spitznamen ablegen und sich – zumindest beruflich – nur noch Mary Ann nennen sollte.

»Mach dich bereit, New York«, fuhr Duff ein wenig zu laut fort, »für den neuen Star von 1848!«

Lächelnd nippte sie an ihrem Drink. Nun war sie endlich eine richtige Schauspielerin, und zwar ausschließlich. Wie gut, dass sie die Entscheidung, aus Mrs Stanhopes Dienst auszuschneiden, bereits vor diesem Glücksfall getroffen hatte. Obwohl sie seit '46, genauer gesagt, seit der Trauerfeier für ihre Mutter, keine Kirche mehr betreten hatte, war sie einen Moment lang versucht, Gott dafür zu danken, dass er ihr rechtes Handeln so umgehend belohnt hatte.

»Danke, Duff. Du bist zu großzügig.«

»Bedeutet diese Neuigkeit, dass du mit deinen weniger glorreichen Aktivitäten abgeschlossen hast, Polly? Deinen ... anderen Auftritten?«

»Meinst du damit Königin Gertrude?« Sie klang leicht beleidigt. Polly sollte am nächsten Abend zum ersten Mal in einer Inszenierung von *Hamlet* auftreten. Allerdings war für das Stück nur eine kurze Laufzeit angesetzt, und Polly würde auch nicht die junge Ophelia spielen, für die sie vorgeschrieben hatte, sondern Hamlets Mutter. Sie, König Claudius und der Geist von Hamlets Vater waren die einzigen Erwachsenen in der Produktion, da der Direktor beschlossen hatte, alle anderen Rollen mit Wunderkindern zu besetzen, von denen keines älter als zwölf Jahre war – und das Mädchen, das die Ophelia spielte, gerade einmal acht. »Trotzdem *ist* es Shakespeare ...«

»Nein, natürlich, in der Tat. Nein, ich meine ...« Die Narbe an seiner Wange begann zu brennen. »Ich rede von deinem anderen Job ...« Er konnte es einfach nicht aussprechen. Und das sagte er ihr auch. »Jetzt bin ich ganz verlegen, Polly.«

»Du meinst Heilperin's?« Bei Heilperin's Studios handelte es sich um eines jener Etablissements in der Bowery, wo männliche »Amateurlünstler« für fünfzig Cent weibliche Modelle abzeichnen durften, die zu Tableaux vivants arrangiert und wie antike oder mythologische Gestalten gekleidet (beziehungsweise nahezu entkleidet) waren – Venus im Bade, Lady Godiva, eine griechische Sklavin. »Oh, diese Schmierenskomödie«, meinte sie. »Bei Heilperin's habe ich bereits vor Wochen aufgehört. Habe ich dir das gar nicht erzählt?«

Duff seufzte erleichtert. »Weißt du denn schon, wann du mit Burtons Truppe nach Philadelphia aufbrechen wirst?«, fragte er lächelnd. *Dombey und Sohn* sollte dort anlaufen.

»Anfang Juli, haben sie gesagt. Mit dem Dampfschiff.« Sie würde Mitglied einer richtigen Theatertruppe sein, unterwegs mit *Schauspielerkollegen!* »Ende des Monats kommen wir wieder zurück, zur Premiere in seinem neuen Theater in der Chambers Street.«

Ein Kellner brachte ihre Teller.

»Nein«, stellte Duff richtig, »Kalbskopf in Hirnsoße ist für meine Schwester.« Polly war noch immer nicht ins Lager der Vegetarier übergewechselt, wie sie es eigentlich vorhatte. Duff aß kleine Vögel auf italienische Art.

Auf der anderen Seite des Raumes spielte ein Pianist ein Lied von Schumann.

Duff und Polly registrierten nicht, wie ein junger Gentleman eintraf und einen Einzelplatz vier Tische von ihnen entfernt zugewiesen bekam.

Und Ben Knowles ließ wie ein neugieriger Junge den Blick durch den Raum schweifen. Jede Einzelheit des fremden Landes fiel ihm auf: weitere Spucknapfe am Boden, Gäste, die große Schlucke Wasser tranken, ein fetter Mann am Nebentisch, der gerade fragte: »Das ist der Spitzname von dem Kerl, oder was?«

»Dinner im Astor House«, sagte Duff ziemlich großspurig. »Ich hoffe, es ist so, wie du es dir vorgestellt hast.«

Obwohl sie Duff nicht mehr anlügen wollte, fühlte Polly sich noch nicht bereit, ihn mit der ganzen Wahrheit zu belasten. In Wirklichkeit hatte sie hier schon zweimal zu Abend gegessen, einmal mit Samuel Prime und einmal mit einem Holzhändler, den sie in der Mercer Street 101 kennengelernt hatte.

»Und ob«, antwortete sie. »Es ist *genau* so, wie ich es mir vorgestellt habe. Wirklich großartig.«

Lächelnd nahm er ihre Hand.

»Und du bist nicht zu unterscheiden von dieser ganzen eleganten Gesellschaft.« Wieder hob er sein Champagnerglas. »Auf unseren Abend als *Snobs*.«

Knapp zehn Meter von ihnen entfernt brütete Ben über der blaugoldenen Cocktailkarte. Dabei lächelte er leicht benommen vor sich hin und bewegte hin und wieder die Lippen, wenn er auf amerikanische Drinks stieß, die er bereits kannte (Mint Julep, Sherry Cobbler). Bei denen, die er nicht kannte – den Timberdoodles, Syracuse Smashers, Flip-Flaps, Drizzles und Great Big Boys –, fragte er sich, was sie wohl enthielten. Er überlegte, ob er sich ein Glas vom »besten Roggenwhiskey aus Pennsylvania (»Monongahela«)« bestellen sollte, entschied sich dann aber für den »besten Maiswhiskey aus Kentucky (»Bourbon«)«.

Er sah sich nach einem Kellner um ... und erblickte eine junge Frau, die gerade übers ganze Gesicht zu strahlen begann. Ihre Züge wurden vom Licht einer Gaslampe erhellt.

Am liebsten hätte er gar nicht mehr weggeschaut, doch stattdessen beäugte er sie immer nur drei oder vier Sekunden am Stück und tat zwischendrin so, als würde er seine Speisekarte studieren. Ihr Haar, das die Farbe von Stroh hatte, war zu einem glatten Knoten zusammengedreht, hing aber vorn ein wenig lockerer über ihre Schläfen und Ohren. In London hätte man sie zweifellos als Mayfair-Kokette eingestuft – sie war genauso sorgfältig gepudert wie Lydia Winslow, Bens ehemalige Verlobte, und wahrscheinlich auch genau-

so zartbesaitet, kam allerdings ohne Lydias aufwendige Lockenpracht aus und lächelte auf eine so unbeschwerte Weise, wie Lydia es nie gekonnt hätte. Dieses Mädchen gestikulierte beim Sprechen wie eine Europäerin mit den Händen. Sie konnte zwanzig sein, genauso gut aber schon auf die dreißig zugehen, dachte Ben. Ihre Augen und ihr Lächeln wirkten zu reif und zu verschmitzt für ein Mädchen, andererseits klang ihr Lachen viel zu natürlich für ein erfahrenes Biest. Er wandte sich wieder seiner Speisekarte zu.

Er war fasziniert von dieser jungen Frau, die bestimmt jeder hübsch fand (auch wenn sie etwas zu kantige Gesichtszüge hatte und fast so groß war wie ein Mann). Ben jedoch fand sie wunderschön. Es war lange her, dass er derart hingerissen gewesen war ... bestimmt Monate, vielleicht sogar Jahre. Nein, um ehrlich zu sein, war er noch nie richtig hingerissen gewesen.

Schon wieder wanderte sein Blick hinüber, diesmal zu dem Mann, der ihre Hand hielt. Ben konnte sich diesen gebräunten, muskulösen jungen Kerl schwer als ihren Verehrer vorstellen – nicht weil er unintelligent, unsympathisch oder (trotz seiner Narbe im Gesicht) hässlich aussah, sondern weil er so ganz und gar *jungenhaft* wirkte.

Duff erhob sich und ging an Bens Tisch vorbei zu einem Seitengang auf der anderen Seite des Raumes.

Bens Blicke in Pollys Richtung wurden länger. Er sah, wie sie sich mit ihrer Serviette die Mundwinkel abtupfte und dann so schnell, dass niemand sonst es bemerkte, eine Brotkrume von ihrem Mieder zupfte. Er sah, wie die Sehnen an ihrem Hals hervortraten, als sie sich zur Seite wandte, um durchs Fenster einen alten Mann zu betrachten, der im Innengarten des Hotels einen Terrier an der Leine einen Pfad entlangführte. Er sah, wie sie gedankenverloren über die Kante der weißen Damasttischdecke auf ihrem Schoß strich wie ein Kleinkind über den Saum seiner Babydecke.

Als der Pianist das *Fantaisie-Improptu* von Chopin zu spielen begann, wandte sie sich plötzlich dem Klavier zu und begegnete dabei für einen kurzen Moment Bens Blick, ehe sie beide den Kopf

abwandten – sie, um ihren zurückkehrenden Tischgenossen zu begrüßen, er, um aufs Geratewohl einen grinsenden Amerikaner in Augenschein zu nehmen, dessen Koteletten genauso breit und wollig abstanden wie das Fell eines ungeschorenen Schafes. Polly war es gewohnt, dass fremde Männer ihr verstohlene Blicke zuwarfen. Ben dagegen musterte Frauen selten so eindringlich, geschweige denn lüstern.

Als er eine halbe Minute später erneut zu ihr hinübersah, stellte er fest, dass sie mittlerweile ein angeregtes Gespräch mit ihrem narbengesichtigen, aufmerksamen jungen Begleiter führte. Bestimmt malten sich die beiden gerade ihr zukünftiges Eheleben aus, schworen einander ewige Liebe, gestanden sich Geheimnisse oder flüsternten Koseworte, dachte Ben wehmütig.

»Du wirkst plötzlich so kreuzfidel«, sagte Polly zu ihrem Bruder, als er von der Toilette zurückkehrte.

Er setzte zu einer Erklärung an, brach aber sofort wieder ab. »Das ist kein geeignetes Tischgespräch.«

»Nun sag schon, Duff!«

Duff riss die Augen auf und beugte sich zu seiner Schwester hinüber, um im Flüsterton weiterzusprechen: »Das *Wasserklosett*. Der Sitz ist *vulkanisiert*. Und wenn man die Spülung zieht, schießt das Wasser heraus wie ein Mühlbach, so schnell wie aus einer Pumpe an einem Brunnen. Es kommt ein richtiger *Schwall*, und innerhalb einer Sekunde« – er wurde rot – »ist alles ... einfach *weg*, es verschwindet durch ein Eisenrohr.«

Es handelte sich um seine erste Erfahrung mit einem Abort, der an ein Croton-Wasserrohr angeschlossen war. Am liebsten hätte er Polly empfohlen, auf der Stelle die Damentoilette aufzusuchen, doch er riss sich am Riemen. Polly musste sich ebenfalls am Riemen reißen, denn sonst hätte sie ihm gestanden, dass sie dort bereits gewesen war, und zwar schon vor Monaten.

»Das schießt wirklich den Vogel ab«, erklärte er.

Seine Ausdrucksweise amüsierte sie. »Bestimmt, vor allem, wenn man wie du Vögel gegessen hat.«

Ihr kleiner Scherz machte Duff verlegen, genau wie von ihr beabsichtigt. Seine Ohren und Wangen leuchteten nun genauso rot wie seine Narbe.

Ben wandte sich von dem Paar ab, um seinen Entenbraten mit gebuttertem Mais und Auberginen (»Eierfrüchte«) in Angriff zu nehmen. Der Kellner brachte ihm eine Servierplatte mit mindestens zwei Pfund frittierten Kartoffelstreifen. Er aß, soviel er konnte, doch es blieb genug für ein zweites und wahrscheinlich auch noch ein drittes Abendessen übrig. Nachdem der Hauptgang abgeräumt worden war, erschien ein ranghöherer Kellner in einer noch aufwendigeren Livree an seinem Tisch. Seine Miene wirkte besorgt.

»War der *Suprême de Canard Montmorency* nicht ganz nach Ihrem Geschmack, Sir?«, fragte der Mann, wobei er den Namen des Entengerichts derart amerikanisch aussprach, dass es sich wie »supreme to Canada mount moron sea« anhörte. Auch wegen der Kartoffelbeilage fragte er nach, doch aus seinem Mund klangen die »Pommes« eher wie das englische Wort für Palmen.

»Bitte?«

»Ihre Ente und die frittierten Kartoffeln. Haben sie Ihnen nicht geschmeckt?«

»Doch, sehr gut sogar, vielen Dank. Ich bin nur Ihre äußerst großzügigen Portionen nicht gewohnt.«

Der Mann entspannte sich und fragte nun interessiert in eine andere Richtung weiter. »Aha. Engländer, was, Sir?«

»Bitte?«

»Sie kommen aus Großbritannien, nicht wahr, Sir?«

»Oh ja, in der Tat.«

»Darf ich Sie dann fragen – sind Sie das erste Mal in Amerika?«

»Ja.«

»Und wie finden Sie es?«, fuhr der Mann fort. Dabei schlug er den gleichen seltsamen Ton an, den Lydia Winslow immer angeschlagen hatte, wenn sie Ben fragte, ob er sie wirklich und wahrhaftig liebe – eine Mischung aus besorgter Zärtlichkeit und leise vor sich hin-

siedender Wut. Ben überlegte, welche ehrliche Antwort er ihm darauf geben konnte, doch der Mann kam ihm zuvor.

»Ich nehme an, die Freiheit und Gleichheit, die Sie hier vorfinden, ist ein ziemlicher Schock für Sie. Und wahrscheinlich überrascht es Sie auch, dass diese Stadt genauso kultiviert ist wie London, Paris oder jede andere auf der Welt – zugleich aber weitaus ansprechender und ehrlicher. Habe ich recht, Sir?«

»Nun ja, eigentlich bin ich gerade erst angekommen ...« Ben hatte damit gerechnet, dass die Amerikaner frech sein würden – er begrüßte das –, aber die selbstzufriedene, beifallheischende Art dieses Mannes verblüffte ihn doch.

»Unser Hotel ist bekannt für sein hervorragendes Essen. Es kann sich mit jeder europäischen Küche vergleichen, sagt man.«

»Ich bin einfach nur ... voll. Und was Ihre Stadt und Ihr Land betrifft, werde ich bestimmt zu dem Schluss kommen, dass es sich tatsächlich um die beste aller möglichen Welten handelt.«

Ben hätte nicht ehrlicher sein können. Der Restaurantchef jedoch, überzeugt davon, dass ein arroganter John Bull sich über ihn lustig machte, nickte und ging.

Als der Kellner Pollys Eis mit Erdbeeren brachte, warf sie einen raschen Blick zu dem langhaarigen Fremden hinüber. Mittlerweile hatte er aufgehört, ihr schöne Augen zu machen.

Ben wagte sie erst wieder anzusehen, als sie nach dem Essen zusammen mit ihrem Begleiter aufbrach und dabei an seinem Tisch vorbeikam. Verstohlen atmete er ihren Lavendelduft ein. Das Oberteil ihres Kleides war im Nacken leicht ausgeschnitten. Während sie ihren Abgang aus dem Speisesaal und Ben Knowles' Leben machte, drehte er sich nach ihr um und starrte – hilflos und hoffnungslos – auf diese nackten paar Zentimeter am oberen Ende ihres langen Rückens.

In den letzten paar Minuten war er so dreist gewesen, sich vorzustellen, dass es ihm irgendwie gelingen würde, sie kennenzulernen, dass sie sich in ihn verlieben und seine amerikanische Ehefrau werden würde.

Nun aber wandte er sich seufzend wieder seiner Nachspeise zu, denn ihm war klar geworden, dass er sie niemals wiedersehen würde.

Trotzdem wollte er nicht Trübsal blasen. Er holte tief Luft, trank seinen Bourbon-Whiskey aus und bestellte sich noch einen.

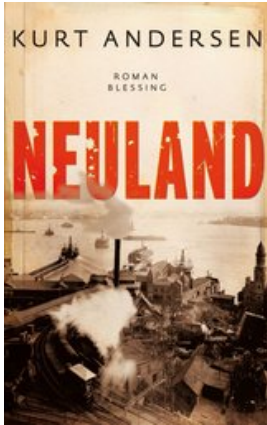
Während er ihn trank, ging ihm erneut durch den Kopf, welche außergewöhnliche Wendungen sein Leben seit Februar genommen hatte. Er gelangte zu dem Schluss, dass Lloyd Ashby alles gutheißen würde, was er seit ihrem letzten gemeinsamen Abend in Paris getan hatte. Zumindest hoffte er das von ganzem Herzen.

Zwei Monate früher – 23. Februar 1848

PARIS

Warten machte Ben Knowles ungeduldig. Beziehungsweise fehlte ihm die Geduld, gelassen zu warten. Die Ungeduld war immer da, sie brodelte direkt hinter der Fassade des Gentleman – hinter der ruhigen, höflichen und undurchlässigen, marmorweißen englischen Maske. Bens Ungeduld brachte seine Eltern zur Verzweiflung, und sie hatte auch die arme Lydia während des Jahres, das sie verlobt gewesen waren, sehr irritiert, doch Ben selbst weigerte sich, darin eine Schwäche zu sehen, was seine Eltern und alle anderen umso mehr verärgerte. Warten – darauf, dass eine neue Garnitur Kleidung fertig wurde, sich einem der Sinn des Lebens enthüllte oder ein alter Freund an einer Straßenecke auftauchte – verursachte ihm einfach jenes unterschwellige Gefühl, dass ihm etwas verwehrt blieb, was er begehrte.

Stand er vielleicht an der falschen Ecke des Montmartre? Die Gaslaternen entlang der Straße waren entzündet, in der grauen Winterdämmerung funkelten sie den Boulevard herauf wie zwei sehr ordentliche Reihen von Planeten und Sternen. Er hatte festgestellt – besser gesagt gerochen –, dass er offenbar nicht weit von einem Wassergaswerk und einer großen Metzgerei entfernt war. Vielleicht hatte Ashby gar nicht gesagt, dass sie sich um fünf Uhr dort treffen würden, »wo die Rue des Martyrs auf den Boulevard des Martyrs trifft«, wie Ben es in Erinnerung hatte, sondern gegenüber dem Platz, wo der Boulevard des Martyrs zum Boulevard Montmartre wurde. Andererseits wäre es ganz typisch für Ashby, als Treff-



Kurt Andersen

Neuland

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 896 Seiten, 15,0 x 22,7 cm
ISBN: 978-3-89667-354-1

Blessing

Erscheinungstermin: Oktober 2010

Ein kolossales Gemälde vom Anbruch einer neuen Epoche

1848: Zu Hunderttausenden strömen Einwanderer im Hafen von New York von Bord der aus Europa kommenden Dampf- und Segelschiffe. Amerika lockt mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten – schnellem Geld, ungekannten Amusements und politischen Visionen. Unter den Glückssuchern ist auch der junge britische Adelige Benjamin Knowles. In der wachsenden Großstadt New York findet Ben schnell Freunde: Timothy Skaggs, einen zynischen Reporter und Daguerreotypisten, der die Bordelle und Spielhallen der Stadt wie seine Westentasche kennt, Duff Lucking, einen liebenswerten, aber traumatisierten Veteranen aus dem amerikanisch-mexikanischen Krieg, und dessen Schwester Polly, eine eigensinnige Schauspielerin und Gelegenheitsprostituierte. Als Polly von einer Theaterreise nicht mehr nach New York zurückkehrt, sondern ihren Weg nach Westen fortsetzt, besteigen auch Ben, Duff und Tim den nächsten Raddampfer den Hudson hinunter. Getrieben von der Aussicht auf einen Neuanfang jenseits der Grenze und dem Goldrausch in Kalifornien, durchqueren sie den ganzen Kontinent, nicht ahnend, dass ihnen jemand aus Bens Vergangenheit auf den Fersen ist, der mit ihm noch eine Rechnung zu begleichen hat ...

Der junge britische Adelige Benjamin Knowles hat eine Affinität für technische Neuerungen und demokratische Ideen – und er musste miterleben, wie sein bester Freund in Paris von der königlichen Garde ermordet wurde. Ben kehrt der alten Welt den Rücken und flieht nach Amerika, das mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten lockt – dem schnellen Geld, ungekannten Amusements und politischen Visionen.

In der wachsenden Großstadt New York findet er bald Gleichgesinnte: Timothy Skaggs, einen zynischen Reporter und Daguerrotypisten, der die Bordelle und Spielhallen der Stadt wie seine Westentasche kennt; Duff Lucking, einen liebenswerten, aber gebrochenen Veteranen aus dem mexikanisch-amerikanischen Krieg, und dessen Schwester Polly, eine eigensinnige Schauspielerin und Gelegenheitsprostituierte, in die Ben sich haltlos verliebt.

Als Polly von einer Theaterreise nicht mehr nach New York zurückkehrt, sondern ihren Weg nach Westen fortsetzt, besteigen auch Ben, Duff und Tim den nächsten Raddampfer den Hudson hinunter. Getrieben von der Aussicht auf einen Neuanfang jenseits der Grenze und dem Goldrausch in Kalifornien durchqueren sie den ganzen Kontinent, nicht ahnend, dass ihnen jemand aus Paris auf den Fersen ist, der mit Ben noch eine Rechnung zu begleichen hat ...

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Die Geburtsstunde des modernen Amerika, berauschend und farbenprächtig erzählt.